



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

An die Kritiker des Fürsten Bismarck

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## An die Kritiker des Fürsten Bismarck



age wie die „Bismarckwoche“ hat Deutschland noch nicht erlebt. Ein vor mehr als zwei Jahren entlassener Minister, der sicherlich nicht mehr die Gnade seines kaiserlichen Herrn besitzt, wurde in Dresden und München und überall auf seiner ganzen Reise durch Sachsen und Baiern, ja selbst in Wien und Linz mit einer Begeisterung begrüßt, die mit geradezu elementarer Gewalt hervorbrach. Es ist vielleicht der größte Triumph, den der vielgefeierte jemals gefeiert hat, und ein ehrendes Zeugnis für das deutsche Volk; wir sind doch keine Nation von Byzantinern! Dem eben jene Staaten haben 1866 mit den Waffen in der Hand die von ihm geleitete Politik bestritten, und von vielen ist er hier lange Zeit bis aufs Blut gehaßt worden. Jetzt hat diese großartige Aufnahme aufs neue und in wahrhaft imposanter Weise bewiesen, daß das Werk seines Lebens, die deutsche Einheit, festgewurzelt ist im Volke, daß die Sachsen und Baiern, denen erst er ein großes Vaterland geschenkt hat, obwohl es ihnen wahrlich nicht so ganz leicht gemacht worden ist, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken, sich dieses Vaterlands warmherzig, ohne Vorbehalt und ohne Rückhalt freuen und seinem großen Mitbegründer von Herzen dankbar sind. Etwas Kindisches hat die freisinnig-jüdische Presse Berlins niemals geleistet als die Unterstellung, die Huldigungen in Dresden seien eine „partikularistische Demonstration“ gegen die jetzige „preussische“ Regierung gewesen! Sollten diese Herren den „hellen“ Sachsen wirklich eine solche Thorheit zutrauen? Wissen sie nichts mehr von dem jubelnden Empfange Kaiser Wilhelms I. im September 1882 und seines Nachfolgers im August 1888? Wir wollen zu ihrer eignen Ehre annehmen, daß sie mit vollem Bewußtsein die Wahrheit verleugnet und eine Verlegenheitsauskunft, eine recht herzlich alberne allerdings, gesucht haben. Doch es lohnt nicht darüber zu reden. Mächtig wie kaum jemals hat das Volk das Bewußt-

sein bekundet, daß es in Fürst Bismarck die Verkörperung des glorreichsten Vierteljahrhunderts der deutschen Geschichte sieht, und daß er für sich allein eine Macht ist im deutschen Leben.

Mit dieser Thatsache muß jeder rechnen, muß auch die Regierung rechnen, die seine Erbschaft übernommen hat. Er ist nicht ein gestürzter Minister wie andre auch, sondern er ist eben Fürst Bismarck. Und wie in der ganzen Denk- und Empfindungsweise außergewöhnlicher Menschen immer etwas lebt, was über das menschliche Maß hinausgeht, so auch hier. Wir wissen nicht, was den Fürsten bewogen hat, in der Wiener Unterredung eine so herbe Kritik an dem „neuen Kurs“ zu üben, aber wir sind überzeugt, daß er keineswegs in einem Augenblicke der Erregung gesprochen, und daß er nicht aus Ärger über gewisse Beobachtungen und Erfahrungen gehandelt hat, obwohl Erregung und Ärger sehr erklärlich wären. In Wien scharte sich der Adel Oesterreich-Ungarns um den Fürsten, und der russische Botschafter nahm an der Vermählungsfeier teil, aber der deutsche Botschafter sollte wenige Tage vorher auf Urlaub gehen, und die beim Kaiser nachgesuchte Audienz wurde nach der nicht widerlegten Angabe des Fürsten von Berlin aus hintertrieben; auch in München war der preussische Gesandte abwesend. Wir maßen uns nicht an, dieses Verhalten zu kritisiren, aber eine großherzige Gesinnung an leitender Stelle war es nicht, die diese Anordnungen traf, und wenn der Fürst das schwer empfunden haben sollte, und wenn darauf seine Äußerungen zurückzuführen wären, menschlich wäre es wahrhaftig, und dem Wesen Bismarcks, der eine tief und leidenschaftlich empfindende Natur ist, würde es auch entsprechen. Aber zunächst kann der Fürst doch wohl verlangen, daß man bei ihm sachliche Gründe voraussetze. Freilich, gewisse Leute bestreiten ihm überhaupt das Recht, Kritik zu üben außerhalb des Reichstages. Es sind dieselben, die nichts mehr fürchten, als daß er im Reichstage erscheine, dieselben, die jede Art von Kritik an seiner Politik geübt haben und noch üben, dieselben, die für den „reinen Parlamentarismus“ schwärmen. Wissen sie nicht, oder wollen sie es hier nicht wissen, daß in Ländern, wo ihr Ideal verwirklicht ist, abgetretne Minister die neue Regierung sofort und zwar keineswegs nur im Parlament, sondern auch in der Presse und in Wahlreden aufs heftigste angegriffen haben, Gladstone in England, Crispi in Stalien? Wir sehen darin nichts besonders Nachahmenswerthes für uns, denn unsre Verhältnisse sind andre, aber die Linksliberalen, deren Ideal jener Parlamentarismus ist, haben am wenigsten Grund, sich darüber aufzuhalten, wenn Fürst Bismarck, der doch noch etwas mehr bedeutet, als Gladstone und Crispi, gelegentlich dasselbe thut, und sich ausdrücklich und nachdrücklich dies Recht als das allgemeine Recht eines deutschen Staatsbürgers vorbehält. Und was hat er in Wien an der Geschäftsführung seines Nachfolgers ausgesetzt? Im wesentlichen zweierlei: den Abschluß der Handelsverträge und das Verhalten gegenüber Rußland. Beides ist in seinem Munde

gar nichts Neues. Daß er gegen die Handelsverträge in ihrer vereinbarten Gestalt ist, wußte man längst, und daß er auf gute Beziehungen zu Rußland den höchsten Wert legt, das ist ebenfalls längst bekannt. Jene haben die Probe noch nicht bestanden, erst die Zukunft also muß lehren, wer Recht hat; aber wenn Bismarck die „Unzulänglichkeit“ der deutschen Unterhändler tadelt, so hat er doch wohl den Anspruch darauf, daß diese seine Meinung mindestens ebensoviel gelte, als die Lobpreisungen irgendwelches namenlosen Zeitungs-korrespondenten für Volkswirtschaft. Was das zweite betrifft, so versucht die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ den Nachweis, daß der frühere Reichskanzler selbst die von ihm jetzt getadelte Veränderung unsers Verhältnisses zu Rußland herbeigeführt habe, indem er den Dreibund schloß und die russischen Werte aus Deutschland verdrängte. Gewiß hat er das gethan, aber hat er es etwa jetzt geleugnet oder — vergessen? Er hat nur bedauert, daß der „Draht“ zwischen uns und Rußland abgerissen sei, und dieser „Draht“ war das Vertrauen des Zaren auf den Fürsten, ein Vertrauen, das beiden um so mehr Ehre macht, je schwerer es sich Bismarck erworben hatte, und das der Selbstherrscher in sehr bestimmter Weise zu bekunden noch jetzt nicht verschmäht hat, indem er dem Grafen Waldersee in Kiel Grüße nach Friedrichsruh auftrug. Die Politik, auch die große, wird bekanntlich nicht von Maschinen, sondern von lebendigen Menschen gemacht, die ebenso fühlen wie andre Sterbliche. Das Vertrauen ist also auch in diesen Verhältnissen etwas ganz Persönliches, so gut wie im gewöhnlichen Leben, es läßt sich nicht übertragen, es will durch Thaten erworben sein. Daß dies dem Grafen Caprivi gegenüber dem Zaren nicht gelungen ist, das und nichts andres hat Bismarck mit seinem Bilde sagen wollen, und weil er das wußte, deshalb hat er auch den Augenblick seines eignen Rücktritts für schlecht gewählt erachtet. Nun tadelt er außerdem die neue Polenpolitik. Daß sie so ziemlich das Gegenteil von dem ist, was der gewesene Reichskanzler seit mehr als vierzig Jahren für richtig gehalten hat, ist weltkundig. Wer ein gutes Verhältnis zu Rußland will, der darf in den preußischen Polen keine Hoffnungen erwecken, deren Verwirklichung die Russen mindestens bis hinter die Pripetsümpfe zurückwerfen würde; wer das thut, der gefährdet unser Verhältnis zu Rußland. Das kann ja notwendig sein, und wir maßen uns nicht an, die Gründe der jetzigen Regierung zu verurteilen, weil wir sie nicht kennen. Wenn man wirklich einen Krieg gegen Rußland für unvermeidlich ansieht, dann mag man ja die nationalen Hoffnungen der Polen beleben, und man wird vielleicht sogar die Wiederherstellung Polens ins Auge fassen müssen, aber gewiß nur als letztes, äußerstes Mittel, das unabsehbare Umwälzungen in Osteuropa herbeiführen würde. Vorläufig ist die Antwort auf die neue deutsche Politik die Verbrüderung von Kronstadt und das russisch-französische Einverständnis, das hintanzuhalten Fürst Bismarck immer als eine seiner

Hauptaufgaben betrachtet hat. Seine Kritik ist jedenfalls nur die Konsequenz dessen, was er immer vertreten hat.

Es wäre gewiß unter allen Umständen rücksichtsvoller gewesen, wenn er diese Kritik jetzt nicht geübt hätte. Aber er hält es nicht nur für sein Recht, sondern geradezu für seine patriotische Pflicht, auf Grund einer Erfahrung, wie sie kein anderer Sterblicher besitzt, seine warnende Stimme zu erheben, wo nach seiner Meinung das Reichsschiff einen falschen Kurs steuert. Diese Auffassung der Pflicht aber ist auch etwas höchst Persönliches. Und wenn er das Verfahren der jetzigen Regierung in dem einen oder dem andern Punkte tadelte, ohne doch jemals die Ehrfurcht vor der Person des Kaisers zu verletzen, so hat er bloß das offen herausgesagt, was hunderttausende denken. Es ist nicht anders — und das sei ehrlich ausgesprochen, wie es diesen grünen Blättern ziemt — das felsenfeste Vertrauen, das die Nation früher auf die Reichsregierung setzte, solange Fürst Bismarck das Ruder führte, hat sich auf seinen Nachfolger nicht übertragen, denn es ist etwas Persönliches und will in langer, erfolgreicher Arbeit erworben sein. Und wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ in erfreulicher Übereinstimmung mit Ultramontanen, Sozialdemokraten und Freisinnigen die vorwurfsvolle Frage hinzufügt, ob eine solche Kritik „patriotisch“ sei, oder wenn gar andre Leute, die die freiheitliche Gesinnung in Erbpacht genommen haben, gegen ein freies Wort des größten Deutschen nach dem Staatsanwalt rufen und von „an Vaterlandsverrat streifenden“ Handlungen faszeln, so fragen wir entgegen: Darf man dem Mitbegründer des Reichs, und zwar in demselben Augenblicke, wo er immer und immer wieder, in Dresden, München und Augsburg, seine patriotische Freude über das Gelingen seines Lebenswerks in den wärmsten Worten und oft in tiefster Bewegung ausgesprochen hat, zutrauen, daß er etwas Unpatriotisches thue? Und wir fragen weiter: Ist die Kritik der Regierung an sich etwa unpatriotisch? Handelte der Freiherr vom Stein unpatriotisch, als er vor der Katastrophe von 1806 die Kabinettsregierung Friedrich Wilhelms des Dritten in der denkbar schärfsten Weise angriff? Halten sich die „Freisinnigen“ für Reichsverräter, weil sie fast gegen alle Grundgesetze des Reichs gestimmt haben? Für solche Kundgebungen wie die ihrigen in diesem Falle haben wir nur herzliche Verachtung.

Wir beklagen aufs allertiefste den, wie es nach dem letzten, vor wenigen Wochen wohl unzweifelhaft unternommenen Ausgleichsversuche leider scheint, unheilbar gewordenen Bruch zwischen dem Kaiser und dem Kanzler, denn die Verpflichtung des deutschen Volks gegen den Fürsten Bismarck ist so groß, daß es nichts giebt, was unsre Dankbarkeit auslöschen kann und darf, und wir sind viel zu gut monarchisch gesinnt, als daß wir es nicht peinlich empfinden sollten, wenn seinem Nachfolger, der das Vertrauen des Kaisers hat, das Vertrauen der Kreise fehlt, mit deren Hilfe das Reich aufgerichtet worden ist. Aber das möge man bedenken: wer gegen den Fürsten Bismarck in der Weise vorgeht, wie es die

offiziöse Presse in den letzten Tagen gethan hat, der greift hunderttausenden deutscher Männer ans Herz, und der erweist der monarchischen Sache einen schlechten Dienst. Es ist ein schweres Verhängnis, daß sich die Wege des jungen Kaisers und des greisen Kanzlers geschieden haben und vielleicht haben scheiden müssen, denn ein Mann von der Bedeutung und der Vergangenheit des Fürsten Bismarck hat kaum eine andre Wahl, als der Leiter oder der Gegner der Regierung zu sein. Der Popularität des Kanzlers hat das allerdings nichts geschadet. Aber man möge sich hüten, daß das einfache Volksgefühl nicht irre werde, und daß es nicht da verletzt werde, wo es am empfindlichsten ist: in der Verehrung für seine nationalen Helden.



## Dynamit



Archimedes, der große Forscher, soll bekanntlich gesagt haben, er wolle die Erde aus ihren Angeln heben, wenn man ihm einen festen Standpunkt außerhalb der Erde gebe. Nun, wenn er den festen Punkt gefunden hätte, und wenn er darauf eine Kraft, die Erde zu bewegen, gestützt hätte, so wäre er der größte Erfinder aller Zeiten gewesen, aber — er hätte schleunigst müssen gehenkt werden. So paradox das klingt, so dürften sich doch in der gegenwärtigen Zeit der Dynamitbomben einige Leute finden, die Neigung verspürten, meine Behauptung nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, sondern die nachfolgenden Gedanken ernstlich zu prüfen. Ich denke so: wenn Archimedes eine Kraft, sei es in Form einer Maschine oder eines Sprengstoffes oder wie sonst, erfunden hätte, durch die die Erdkugel hätte aus ihrem natürlichen Laufe gebracht oder in ihrer Gesamtheit zerstört werden können, so wäre das der gewaltigste Sieg des Menschengesistes über die Natur gewesen, der uns möglich scheint. Aber die Gefahr, daß diese Erfindung eines Tages in Wirklichkeit angewandt werden könnte, müßte dazu nötigen, daß die Erfindung samt dem Erfinder so schnell als möglich wieder aus der Welt geschafft würde. Denn vorläufig sind deren nur wenige, die ernsthaft die Selbstvernichtung des Menschengeschlechts für das Vernunftmäßige halten, und es giebt noch weniger Leute, die, obgleich sie so denken, bereit wären, es auszuführen. Die meisten wollen weiter leben und fürchten nichts so sehr, als daß sie getötet werden, oder gar daß der letzte Tag dieser Welt herankommen könnte, und diese meisten würden einen solchen Archimedes samt seiner Erfindung mit aller Vernunft henken und vernichten.

Archimedes hat seinen Punkt zum Glück nicht gefunden; aber unser Jahrhundert ist zu Erfindungen und Entdeckungen gelangt, die mannichfache Natur-